

## ■ Peter Schöttler Lucie Vargas Bücher

### Erfahrungen mit einer unabgeschlossenen Biographie

Für gewöhnlich hebt niemand die Hinterlassenschaft seiner Vormieter fünfzig Jahre lang auf. Möbel landen auf dem Sperrmüll, Bücher in der Tonne oder beim Antiquar. Hausbesitzer und Mieter wechseln, auch in besseren Wohnvierteln und vor allem seit der Katastrophe, die mit den Jahreszahlen 1933 und 1945 umschrieben wird. Nicht so in Frankreich, jedenfalls nicht in diesem erstaunlichen Fall.

Vor sechs Jahren stieß ich im Rahmen von Forschungen über die Beziehungen zwischen französischen und deutschen Historikern auf eine so gut wie unbekannt Wiener Emigrantin, die in der heute berühmten, allerdings, was die frühen Jahrgänge angeht, kaum mehr gelesenen Zeitschrift *Annales* einige erstaunlich moderne »mentalitätsgeschichtliche« Aufsätze publiziert hatte. Außer einer Dissertation von 1931 über das »Schlagwort vom finsternen Mittelalter« war nichts von ihr bekannt. Die Recherche setzte also bei der Promotionsakte an, die ja stets einen Lebenslauf enthält. Weitere Hinweise gab die (ungedruckte) Korrespondenz zwischen den *Annales*-Herausgebern Lucien Febvre und Marc Bloch: Dort taucht ab 1934 *Lucie Varga* – so der Ehefrau der Historikerin, die 1904 als Rosa Stern geboren wurde – als Febvres Mitarbeiterin auf. Aber schon drei Jahre später verschwindet ihr Name wieder. Wie mir Febvres Kinder mit sympathischer Offenheit berichteten, war aus der Arbeitsbeziehung der jungen Historikerin mit dem fast sechzigjährigen Professor am Collège de France eine Liebesbeziehung geworden, die dieser aus Rücksicht auf seine Familie jählings abbrach. Febvres Kinder erwähnten auch, daß »Madame Varga« eine Tochter hatte, die womöglich noch in Un-

garn lebe. Nach vielen Briefen und einigen Zufällen fand ich diese Tochter. Durch ihre Hinweise und Erinnerungsfetzen – immerhin war sie damals noch ein Kind – ließ sich allmählich aus einzelnen Mosaiksteinchen ein Bild zusammenfügen: der schon 1941 endende Lebensweg einer innovativen, undogmatischen Intellektuellen, deren früher Tod zu jener *dammatio memoriae* beitrug, die unfertige Biographien, zumal von Frauen, häufig bestraft.<sup>1</sup>

Juni 1993: Berta Varga, Lucies Tochter, kommt uns in Paris besuchen. An einem Sonntag beschließen wir einen Ausflug nach Viroflay, jenen Vorort, in dem sie bis 1940 mit ihrer Mutter wohnte. Der kleine »Pavillon« in der rue Victor Hugo steht unverändert und idyllisch, direkt daneben bereits ein Neubau. Hat es überhaupt Sinn zu läuten? Eine alte Dame zeigt sich am Fenster, öffnet, versteht zunächst nicht, was wir meinen. Dann verändert sich ihr Gesicht, der Name »Varga« löst etwas aus: *Oui, Madame Varga c'était une femme remarquable.*<sup>2</sup> Sie habe hier gewohnt, und sie bleibe unvergessen. Berta stellt sich vor, und wir werden hineingebeten. »Sicher werden sie hier etwas wiedererkennen«, sagt die Dame. Ein Stuhl. Und es gebe noch mehr, weitere Möbel, vor allem aber die Bücher. Schon oft habe man ihr geraten, sie an einen Bouquinisten zu verkaufen, es habe auch Angebote gegeben. Aber sie habe sie aufbewahrt, sie stünden im Keller. In der Tat: bald 300 Bände, verstaubt und rußgeschwärzt, aber ordentlich aufgereiht. Fünfzig Jahre danach. Als Lucie Varga, die im Krieg für die Nachrichtenagentur Havas gearbeitet hatte, im Sommer 1940 auf einem LKW das bedrohte Paris verließ, hatte das Häuschen zunächst leergestanden, dann hatten sich deutsche Offiziere darin einquartiert. 1941, nach dem Tod ihrer Mutter, suchte Berta Varga auf dem Weg zu ihrem in Ungarn lebenden Vater das Haus noch einmal auf: Es fehlte bereits ein Teil des Mobiliars, Manuskripte und Korrespondenzen la-

gen im nahen Wald verstreut. 1944 zogen wieder andere Mieter ein, und erst Ende der fünfziger Jahre die Stieftochter der damaligen Besitzerin, Madame Delom, die uns jetzt gegenüber sitzt. Aber wichtig ist nicht, was im Laufe der Kriegs- und Nachkriegswirren alles verschwand, sondern allein dieses Wunder einer getreulichen Aufbewahrung und der sofortigen Bereitschaft, das Gerettete herauszugeben, ja diese Übergabe als Glück zu empfinden. (Französische Freunde, denen wir davon berichten, erzählen uns später, daß es meist anders kam: Schon unmittelbar nach der Befreiung gaben viele »Nachmieter« die stillschweigend übernommenen Möbel ihrer jüdischen Mitbürger als eigene Erbstücke aus.) Frage an Madame Delom: Warum haben Sie das getan? Die Antwort fällt ihr zugleich schwer und leicht. Erinnerungen einer jungen Studentin der *Ecole Normale* an Gespräche mit der schon »älteren« Kollegin werden wach, die so schön war und so viel wußte und die kritisch, anschaulich und konkret über den Hitlerismus sprach. Stand sie nicht sogar mit dem großen Lucien Febvre in Kontakt? Wie kann man Bücher verkaufen oder gar wegwerfen, deren Sprachen man zwar nicht versteht (Deutsch, Ungarisch usw.), deren Besitzerin man aber gekannt und deren ungerechtes Schicksal man nie vergessen hat? Rund vierzig Jahre lang, so scheint es, hat die Historikerin Marie-Elisabeth Delom darauf gewartet, daß die »kleine Varga« oder sonst jemand kam, um die Reste dieser Bibliothek zu bergen.

Inzwischen liegen die Bücher, 273 Bände, um mich herum auf dem Boden meines Arbeitszimmers. Gut die Hälfte besteht aus schöngestiger Literatur (79 Titel, 172 Bände). Deutsche Klassiker (Goethe, Schiller, Heine), daneben Shakespeare, Calderon, Dante usw. Ferner ein dicker Stapel englischer Taschenbücher, von Lawrence Sterne bis Sinclair Lewis, einige mit dem kindlichen Namenszug »Lucie Stern« versehen. Auch unter den anderen Büchern (79 Titel, 101

Bände), unter denen eine riesige, von Doré illustrierte Bibel herausragt, und zu denen einige Kunstbände und Musikpartituren, vor allem aber geschichtswissenschaftliche Werke gehören, sind nur drei französische Titel. Da nur ein kleiner Teil der Bücher Eigentumsvermerke trägt (auch Anstreichungen sind selten), gingen die meisten französischen Titel vermutlich im Laufe der Jahre in den Besitz der verschiedenen Hausbewohner über. Folglich sind dies nur noch Fragmente einer Bibliothek, ein Torso, dessen früherer Umfang und Charakter allenfalls vermutet werden kann. Hinzu kommt, daß die Besitzerin bei ihrer Flucht aus Paris die für sie wichtigsten Bücher und Manuskripte natürlich mitnahm, woraus sich erklären dürfte, daß der Bestand keinerlei Bücher oder Sonderdrucke von Lucien Febvre, Marc Bloch oder auch von Lucie Vargas geschiedenem Ehemann Franz Borkenau enthält (ganz zu Schweigen von ihren eigenen Publikationen). Das Erhaltene, das vom historischen Zufall Ausgewählte, ist aber signifikant genug: lateinische und deutsche Quellentexte (»Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit«, »Scriptores rerum germanicarum« usw.) stehen neben Klassikern wie Gibbons »History of the Decline and Fall of the Roman Empire«, Haucks »Kirchengeschichte« oder Marx' »Kapital«. Zerlesene Reclam-Heftchen haben sich ebenso erhalten wie schöne Ausgaben von Erasmus' »Colloquia« (1829), Thiers' »Geschichte der französischen Revolution« (1844) oder Rottecks »Allgemeiner Geschichte« (1846). All dies mag noch »typisch« sein für eine Historikerin. Aber dann tauchen Bücher auf, die auch in diesem Kontext überraschen und nur im Blick auf die intellektuelle Biographie Lucie Vargas etwas bedeuten. Drei Bände sind z.B. anhand eingeklebter Zettel als Besprechungsexemplare für die *Annales* zu erkennen: Mary Elisabeth Schlichting, »Religiöse und gesellschaftliche Anschauungen in den Hansestädten des späten Mittelalters«

(1935), Edward Eyer, »European Civilisation« Bd. IV (1936), Earl Hamilton, »Money, Prices and Wages in Valencia, Aragon and Navare, 1351-1500« (1936). Ihr Erscheinungsdatum zeigt, daß es sich um »Rezensionsschulden« handelt, die Lucie Varga 1937 nicht mehr einlösen konnte, als ihr Kontakt zur Zeitschrift abbrach. Ein Buch von Erich Fromm, »Die Entwicklung des Christusdogmas« (1931), bestätigt die damals noch ungewöhnlichen psychoanalytischen Interessen der Historikerin. In der Tat trug sie entscheidend dazu bei, daß Febvre, der anfangs die Freudsche Theorie zugunsten einer vagen »Kollektivpsychologie« ablehnte, allmählich ein positives Vorurteil gegenüber der Psychoanalyse entwickelte und sich z.B. 1937 für die Publikation eines Textes von Jacques Lacan einsetzte.<sup>3</sup> Am interessantesten sind jedoch drei Bücher, die auf Lucie Vargas eigenwillige Interpretation des Nationalsozialismus verweisen: eine antifaschistische Tarnschrift (»Ulrich von Hutten, Manifest der deutschen Freiheit«, ohne Datum), deren Autor Parallelen zwischen Reformation und Moderne zieht - ähnlich wie Lucie Varga selbst<sup>4</sup>; ein Bericht Ernst von Salomons über die Freikorps in den ersten Jahren der Republik (»Nahe Geschichte. Ein Überblick«, 1936), den die Besitzerin mit zahlreichen Anstreichungen versehen hat; und schließlich eine Broschüre Erich Voegelins, »Die politischen Religionen«. Dieses Buch gilt heute als eines der frühesten und wichtigsten Beispiele konservativer Faschismus-Kritik. Seine erste Auflage, die im April 1938 bei Bermann-Fischer in Wien erschien und sofort nach dem Anschluß beschlagnahmt wurde, ist äußerst selten. Vor einigen Jahren hatte ich noch hin und her überlegt, ob Lucie Varga bei der Niederschrift ihrer Studie über die »Genese des Nationalsozialismus«, in der sie ebenfalls den Begriff der »politischen Religion« verwendet und gleichsam eine mentalitäts- und religionsgeschichtliche Analyse probiert<sup>5</sup>, Voegelins

Thesen möglicherweise vorab gekannt haben könnte.<sup>6</sup> Das schien mir unwahrscheinlich, es sei denn, sie wäre Voegelin persönlich begegnet. Nun bestätigt ihre gerettete Bibliothek, daß sie sich dieses bahnbrechende Buch sofort beschafft hatte. Vielleicht hatte es also doch einen Kontakt gegeben, oder sie hatte bei ihren gelegentlichen Wien-Reisen einen von Voegelins Vorträgen zu diesem Thema gehört.<sup>7</sup> Von all den rußigen, zerquetschten und zerrissenen Büchern, die plötzlich zurückkehren und uns mal eine Gymnasiastin, mal eine Studentin, mal eine Historikerin und mal eine Emigrantin *beim Lesen* zeigen, hat mich dieses unscheinbare Heft am meisten verblüfft und gefreut.

\* \* \*

Diese neue Episode im »Fall Lucie Varga« belegt, daß ein Spurensucher und Biograph - wobei man im Sinne der neueren Methodendiskussion auch von »Mikro-Biographie« sprechen könnte<sup>8</sup> -, der am Anfang mit fast leeren Händen nach Indizien sucht, am Ende durch Funde belohnt werden kann, die jeder realistischen Erwartung widersprechen, aber alle Umwege und Enttäuschungen rechtfertigen. Noch vor kurzem war Lucie Varga als Historikerin und als Mensch nahezu vergessen, es gab sie praktisch nicht mehr. Allenfalls existierten ihre gedruckten Texte; doch die waren niemandem aufgefallen, weil sie nie jemand las, vor allem nicht im Zusammenhang. Dann plötzlich fand sich ein Schlüssel: eine ungedruckte Korrespondenz, in der von Lucie Varga die Rede war. Daran anknüpfend konnte ich Zeugen ermitteln, die ihrerseits Hinweise auf weitere Spuren gaben. Wer hätte z.B. gedacht, daß eine Mediävistin, deren wissenschaftliche Publikationen sich im Grunde relativ leicht ermitteln ließen (wenn man nur die einschlägigen Fachzeitschriften systematisch auswertete) in einer Tageszeitung einen antifaschistischen Fortsetzungsroman publizierte? Oh-

ne die Erinnerungen Berta Vargas wäre diese ungewöhnliche Quelle, die indirekt auch etwas über Lucie Vargas Lebenserfahrungen aussagt, kaum entdeckt worden.<sup>9</sup> Oder erst nach Jahren, wenn der »Gegenstand« der Forschung endgültig konstituiert sein würde. Denn inzwischen beginnt Lucie Varga (wieder) zu existieren, ist nicht mehr nur die fixe Idee eines Spurensuchers. Man kann über sie sprechen, so als ob es sie schon immer gegeben hätte. Man kann ihren Namen sogar schon im Lexikon nachschlagen.<sup>10</sup> Und natürlich hat man sofort darüber zu streiten begonnen, wie »einflußreich« und »wichtig« sie eigentlich war<sup>11</sup> – so als ob ihr Wiederauftauchen ebenso selbstverständlich sei wie einst ihr Verschwinden und keinerlei Fragen nach sich ziehen würde. Zum Beispiel nach den Mängeln der gängigen wissenschaftshistorischen und wissenschaftsbiographischen Literatur, die sich auf die »großen Namen« im Vordergrund konzentriert, aber die Netzwerke und die Vermittler/innen übersieht. Viel zu oft gibt man sich auch mit der Kompilation vorhandenen Sekundärmaterials zufrieden, weshalb ständig Bücher und Sammelbände erscheinen, die keinerlei Entdeckungen enthalten, sondern nur das vorhandene »Wissen« (mit all den darin enthaltenen Vorurteilen, Mythen und Gerüchten) zusammentragen und mehr oder weniger spekulativ variieren.<sup>12</sup> Biographische Spurensuche (Mikro-Biographie) ist dagegen – wie jede gute Geschichtsschreibung – ein radikales Unternehmen: Sie muß gleichsam bei Null anfangen und sich den Mühen, dem Risiko des Umwegs, ja der Verirrung aussetzen. Der Vergleich zur kriminalistischen Tätersuche bietet sich an, aber das historische Verfahren ist prinzipiell offen: Eine »Akte«, die einmal geöffnet wurde, kann nie wieder »geschlossen« oder »kassiert« werden. Neue Indizien (und auch neue Forscher) können jederzeit eine Revision auslösen, eine Überarbeitung erfordern, was übrigens in einer Verlagswelt, die praktisch keine »zweiten

überarbeiteten Auflagen« mehr kennt, ein geradezu geschäftsschädigendes Prinzip ist. Aber dafür bietet diese Art der nie abgeschlossenen Forschung auch Kompensationen, kleine Freuden für den Historiker und seine Leser, wenn das zunächst tote Material zu »leben« beginnt – so daß ihm immer neue Abenteuer zustoßen.

## Anmerkungen

- 1 Peter Schöttler (Hg.): Lucie Varga. Zeitenwende. Mentalitätsgeschichtliche Studien 1936-1939, Frankfurt a.M. 1991 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Bd. 892). Die französische Ausgabe unter dem Titel: Lucie Varga. Les autorités invisibles. Une historienne autrichienne aux »Annales« dans les années trente, Paris 1991, enthält zusätzlich ein »Postskriptum«, in dem über den Verbleib des Nachlasses von Lucie Varga berichtet wird (S. 113-114).
- 2 »Ja, Frau Varga, das war eine bemerkenswerte Frau.«
- 3 Siehe dazu: Peter Schöttler, Die »Annales« und Österreich in den zwanziger und dreißiger Jahren, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 4. Jg., 1993, Heft 1, S. 74-99, bes. S. 91 ff.; Elisabeth Roudinesco/Peter Schöttler, Lucien Febvre à la rencontre de Jacques Lacan, Paris 1937, in: Genèses. Sciences sociales et histoire, 3 Jg., 1993, Heft 13, S. 139-150.
- 4 Vgl. Lucie Varga, Die Entstehung des Nationalsozialismus (1937), in: Zeitenwende, S. 122, sowie dies., Luther, die Jugend und der Nazismus (1937), in: ebenda, S. 138-141.
- 5 Lucie Varga, Die Entstehung des Nationalsozialismus, in: Zeitenwende, S. 115-137.
- 6 Schöttler, ebenda, S. 101, Anm. 196.
- 7 Von diesen Vorträgen Voegelins berichtet: Friedrich Engel-Janosi, ...aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation, Graz-Wien-Köln 1974, S. 128.
- 8 Vgl. zuletzt Carlo Ginzburg, Mikro-Historie: Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie, 1. Jg., 1993, Heft 2, S. 169-192.
- 9 Vgl. Lucie Varga, Comment se fabrique l'hitlérien 100%, in: L'Oeuvre v. 16.-30. Mai 1938. Dazu Schöttler, Zeitenwende, S. 47 f.
- 10 Vgl. Julius H. Schoeps (Hg.), Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh-München 1992, S. 461; Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hg.), Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert, Reinbek 1993, S. 384-386.

- 11 In diesem Sinne haben mir einige (männliche) Rezensenten des o.g. Buches («Zeiten-wende») eine überschätzung meiner »Hel-din« vorgeworfen, während einzelne Kolleginnen eine («typisch männliche») Unterschätzung der eigenständigen Leistungen und »Einflüsse« Lucie Vargas beanstandeten. Nähere Belege bzw. neues Material für die eine wie die andere These wurden allerdings nicht vorgelegt.
- 12 Manchmal werden solche Spekulationen sogar als besonders avantgardistisch ausgegeben, indem der Verzicht auf die Mühen des Archivs mit Hinweisen auf die angebliche Fiktionalität jeder Geschichte und die besondere Logik experimenteller Darstellungsformen legitimiert wird. Ein krasses Beispiel ist: Alain Boureau, Kantorowicz. Geschichten eines Historikers, Stuttgart 1992. Siehe meine Kritik in: Süddeutsche Zeitung v. 2. April 1992.